



Wanderfomödianten.

Von einer Spielzeit in Südmähren.

(Schluß.)

Als ich jedoch mit kaltem Bohn mein reiches Werk betrachtete, während Adam und Eva das Paradies unserer Bühne verlassen, gerieben vom Flammenschwert des Cherubins, da hat sich die süße Wollust des irrationalen Grauens schon in irdische Antipathie gegen mich (im Grunde so harmlosen und gutmütigen) Satan gewandelt, und es wäre mir nicht überraschend erschienen, wenn ich von den guten Leuten in religiösem Eifer durchgehaut und dann allerdings aus der Rolle gefallen wäre — —! Der Teufel! Der Teufel! Der war ihnen die sympathisch-unsympathischste Figur. Und als im „Theozhklus“, dem folgenden Spiel, mein lieber Freund Nagelmacher, den Satan gab und sich in qualvollen Körperverrenkungen vor der Jungfrau Maria demütigen mußte, gönnte ich ihm den Abglanz des Hohns und der Schadenfreude dieser andächtigen und mitleidenden Zuhörerschaft, die so im Banne des Mystereums waren, daß sie sich selber vergaßen und ihr Bier schal, den Wein warm werden und ihre Pfeifen ausgehen ließen.

Seltsam war der Blick in dies Publikum, das auf Bänken, Stuhlreihen, Tischen sitzend, Glas oder Beise in der Hand, gespannt dasah, die letzten Reihen übereinandergestürzt, auf die Schultern des Vordermannes gestützt, auf dem Rand des Spielautomaten in der Ecke oder auf dem Fenstereck und der Tonbank hockend, außen in der Kälte sich an die Fensterscheiben pressend, dem Spiele zusah.

Wie eine vielköpfige Schar von Troglodyten, die ein phantastisches Zeitalter aus der Vergangenheit wieder an die Oberfläche gewälzt hatte. Ein Dichticht von Leibern, bunten Kopftüchern, Trachten, ein Wirrwarr von Augen, eine Stimmung von Atemlosigkeit und hypnotisiertem Unerständnis.

Darüber dide Schwaden Rauch und Weingeruch.

Von Dorf zu Dorf ging es in der folgenden Zeit weiter. Die Eigenart und der Erfolg unserer Spiele hatten sich bereits in wenigen Tagen über weite Gebietsteile verbreitet. Vielleicht auf ähnliche Art wie durch die Trommelsprache der Neger im afrikanischen Urwald. Die Trommel spielte jedenfalls in den Dörfern eine große publizistische Rolle; denn während wir zu Mittag zum

sechstenmal in der Woche Selschfleisch mit Dauertraut aßen, hörten wir den Gemeindediener zum Wirbel eines mittelalterlichen Lärminstrumentes rufen: „Heut' auf d' Nacht schöne heilige Stündeln! A Theater aus Hamburg!“

Auf Bauernschlitten wurden wir nebst Gepäc verfrachtet, und schnellklingend ging es in den Gebirgswindungen der Thaya entlang. Die Pferde verankten erst bis zum Bauch im Schnee, und wir waren ständig in Gefahr, ein winterliches Bad im Straßen-graben zu erhalten.

Von ansteigerlichem Landschaftserleben waren diese Fahrten durch den Frost, der uns die Haut rot und gesprungen machte, diese Märsche von der entlegenen Station durch Schnee und Weidnis nach unbekanntem Dörfern.

Wir erlebten die Erde wieder, die uns im Kontor, auf der Werft, im Hörsaal und in d' enStadwerken in ihrer Urkraft fremd geworden war. Wir liebten sie mehr denn je. Im Beton, im Fahrstuhlholz und Eisenträger hatten wir sie mit gerührtem Sinn gewittert. Waisen waren wir der Zeit geworden, ohne zu wissen. Und so war es gekommen, daß wir nun durch diese märschigen Felder stapften, die Berghänge des Thayatals mit Augen liebkosten und den Flug winterlicher Vögel mit Andacht verfolgten. Nicht wir gingen diese Wege. Wege gingen mit uns, Zeit trug uns. Landschaften einführten uns übermächtig.

Und die Kargheit und Mühe unseres Lebens in Dörfern, in stickigen Wirtsstuben, unter einfältigen Menschen war für uns Stadgeborene eine Quelle des Friedens und der Kraft; eine paradoxe Tatsache, die wir nicht hzreifen, sondern nur genießen konnten.

Mit Schwierigkeiten und heiteren Zwischenfällen verbunden waren die Nachmittagsvorstellungen für Schulkinder. Erwiesen sich die Wirtshäuser als ungeeignet, spielten wir in der größeren Schulkube. Es gehörte nun oft eine nicht geringe praktische Begabung dazu, aus einer Wand oder Ecke unsere „Bühne“ herzurichten oder wenigstens eine Möglichkeit dafür zu erspähen. Hinter dem Vorhang, der auf ein Seil gezogen und straffgepannt wurde, mußten einige Dezimeter Platz bis zur Wand ble ben, da wir uns dort

umzogen. Dann durfte kein Licht hinter dem Vorhang sein, da er sonst durchsichtig war und den Herrgott in der Badehofe oder den König mit lädierten Hosenträgern erblickten ließ.

Während wir so mit den technischen Schwierigkeiten uns abplagten, gab sich das kleine oder größere Publikum der Madauhist hin, die immer die Menschen, die sich in größerer Zahl zusammenfinden, befällt. Während des Spiels jedoch waren die kleinsten Hosenmäße wie die größten Firmlinge mit einem Eifer bei dem illusorischen Geschehen unseres „Theaters“, daß wir oft eine große Beglückung spürten; denn eine starke suggestive Kraft mußte von unsern Spielen, die so gut wie gar keine „Dekoration“ kannten, ausgehen. Und die Kinder, die beim Erscheinen der „Niesen“ im „Tapferen Schneiderlein“ sich ängstlich aneinanderdrückten oder gar anfangen zu schreien, so daß wir die langhaarigen Perücken abnehmen mußten und versichern: „wir sind ja auch bloß Menschen!“ — waren uns trotz des Spases ein ernster Beweis für die Kraft einer künstlerischen Idee wie für den wunderbaren Zauber des „Schauspiels“ überhaupt.

Ich erwähnte bereits, daß der „Deutsche Kulturverband“ uns nach Mähren zur Tournee eingeladen hatte. Auf Versprechungen seines Znaimer Sekretärs hatten wir sie unternommen. Jedoch schon bald stellte sich heraus, daß dieser Verein nicht das Wert einer parteilosen Kultur, sondern einen absoluten Vereinszweck verfolgte und uns als Mittel zur Stützung der Vereinskasse benutzen wollte. Wir waren billig, wir waren anspruchslos — ergo waren wir zur Hauptfache für jene sauberen Herren ein „Geschäft“. Man trieb es so weit, daß uns gleich die ersten Tage, als wir ohne Geld und daher ohne Macht waren, die Pistole auf die Brust gesetzt wurde: entweder die Bedingungen annehmen oder abfahren. Falls wir selbständig zu arbeiten versuchten, würde der Deutsche Kulturverband (!!) unsere Arbeit sabotieren. Diese Gemeinheit der Gesinnung konnten wir natürlich auf die Dauer nicht ertragen.

Wir packten wieder unsere Koffer auf einen Wagen und stiefelten nebenher durch das Frühjahrsland. Die Weiden röteten sich

und die Erde war vom geschmolzenen Schnee tiefbraun und schwarz. Die Hiebelstürme von Inoim leuchteten kupfern in der Sonne.

Wir durchstöberten diese altertümliche westfälische Stadt voll Entdeckungsst, hatten Zeit zum Schreiben, sahen auf des Stadtmauern und Philosophierten, wohnten im „Bären“ und hatten dem Oberkellner schon sämtliche Wertgegenstände, von Geld ganz zu schweigen, eingehandelt. Er trägt unsere Brille, seinen Mantel, Stiefel, besitzt eine Uhr und ein Zigarettenetui von uns und wird sich in mancher Weise noch unserer erinnern, wie wir an die Paprika-Gulhasch und die viel zu kurzen Beuten im „Bären“ zurückdenken.

Nachdem wir in höchster Not auf einem Fastnachtsball unsere Spiele geboten hatten, der Tanzput der Menge unterliegen mußten, aber doch aus unserer Teller Sammlung die Hotelkosten decken konnten, kam uns aus Brünn die Rettung.

Wir hatten wieder einige Zeit feste Engagements. Aber plötzlich waren wir den Tschechen ein Dorn im Auge geworden. Kurz vor einer großen Veranstaltung in der Brünnener evangelischen Kirche — die Leute waren schon fast drei — traf uns der Zorn des tschechischen Volkes zum Schutz der Republik, das in uns harmlosen Spielern Propagandisten erblickte, und wir mußten Südmähren, das uns trotz Enttäuschung, Hunger und

Groß ein eigenartiges Erlebnis geworden war, notens volens verlassen, um an der Donau, in jenem einzigen Wien, der herrlichen Rusenstadt, eine freundlichere Aufnahme und einen Erfolg zu finden, der über ein Jahr lang uns treu blieb.

Dann löste sich unsere Gruppe, die wir „Deutsche Volksspiele“ genannt hatten, auf, weil inzwischen das Laienspiel, das unsern Wert ausgemacht hatte, vor unserer eigenen Entwicklung und unserm — Intellekt nicht mehr bestehen konnte.

Und eine Idee hat nur Zukunft, solange man fanatisch an sie glaubt!

Johann Luzian.

Durch!

Vorwärts, vorwärts unverzagt,
Ob sich Wolken vor dir türmen,
Ob der Fels zum Himmel ragt,
Dennoch, dennoch mußt du stürmen!
Tief hinein in dunkle Nacht,
Tropend Mühen und Beschwerden,
Endlich doch der Sieg dir lacht —
Es muß durchgebrochen werden!

Jeden Schritt vom Felsgestein
Mußt du mühsam los dir ringen.
Schwingst du fest die Waffe dein,
Wirst den Felsen du bezwingen.
Nimmer rasten, nimmer ruhn,
Schritt für Schritt mit den Gefährten,
Stark durch einig gleiches Tun:
Es muß durchgebrochen werden!

Max Regal.

In den Tiefen der Unendlichkeit!

Der Nebelstern im Schützen, eine unbekannte Welt. — 700.000 Lichtjahre jenseits der Milchstraße.

Seit der Entdeckung der Spektralanalyse hatte sich die Astrophysik, die sich mit dem Aufbau der einzelnen Sonnen im Weltensystem befaßt, den Hauptteil des Forschungsgebietes in der Astronomie erobert, und die Stellarastronomie, die zum Gegenstand ihrer Forschungen den Bau des Weltgebäudes macht, war stark in den Hintergrund getreten. Man glaubte, es hier doch nicht mehr viel zu entdecken gäbe. Das hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten grundlegend geändert. Im Vordergrund steht die Frage: Bildet unser Milchstraßensystem mit seinen Millionen von Sonnen, Sternhaufen und Gaswolken wirklich „die Welt“, jenseits deren es nichts mehr gibt, oder ist dieses Milchstraßensystem nur eine Insel in der Unendlichkeit, deren Nachbarn zu weit entfernt sind, als daß man sie noch wahrnehmen könnte?

Es ist noch nicht lange her, da vertraten alle namhaften Forscher, die sich mit dieser Frage beschäftigten, die erste Ansicht. Den ersten Stoß erlitt diese Theorie, als es gelang, mit verbesserten Instrumenten und nach neuen Methoden die Kap- oder Magellanschen Wolken zu erforschen, jene Fortsetzung der Milchstraße auf der südlichen Halbkugel. Der amerikanische Astronom S. Shapley wies vor einiger Zeit nach, daß diese Kapwolken zwei riesenhafte Anhäufungen von Sternen und Nebelsternen sind, die im Abstand von etwa 100.000 Lichtjahren von der Milchstraße im Raum schwimmen. Aber diese Entfernung ist noch nicht so groß, daß man mit Sicherheit sagen könnte: hier ist eine neue Welt, die unabhängig vom Milch-

straßensystem ist. Es sind vielleicht nur große Bruchstücke, die sich aus irgendeinem Anlaß vom großen Kreise der Milchstraße losgerissen haben und in den Raum hinausgewandert sind. Aus ihrer großen Radialgeschwindigkeit, mit der sie sich von uns entfernen, geht auch hervor, daß sie vor einigen Trillionen Jahren die Milchstraßenebene passiert haben und damals ein Bestandteil unserer näheren Umgebung gewesen sind.

Jetzt hat man sich auf der Mount-Wilson-Sternwarte in Kalifornien mit einem anderen rätselhaften Objekt beschäftigt. Es handelt sich um einen äußerst lichtschwachen Nebelstern im Sternbild des Schützen, den ein amerikanischer Astronom im Jahre 1884 entdeckt hat, und der im großen Verzeichnisse der Nebel die Nummer 6822 trägt. Schon vor einigen Jahren war durch lange Exposition mit großen Instrumenten nachgewiesen, daß dieser Nebel in Form und Struktur außerordentlich den Kapwolken gleicht. Aber dieser kleine Nebel im Schützen mühte, wenn er wirklich den Kapwolken ungefähr gleich groß ist, unermesslich weit entfernt sein, weit, weit außerhalb der Milchstraße liegen. Shapley hat diese Entfernung auf etwa eine Million Lichtjahre geschätzt. Diese schwindelnde Wegstrecke, die die Lichtstrahlen mit einer Geschwindigkeit von 300.000 Kilometer in der Sekunde zurücklegen, war bisher nur auf eine fähne Schätzung begründet. Jetzt ist jedoch der Nebelstern auf der Mount-Wilson-Sternwarte mit dem großen Hooker-Reflektor photographiert worden, einem Spiegelfernrohr von zweieinhalb Meter Durchmesser und außerordentlich großer Lichtstärke. Die Aufnahmen zeigen, daß der Nebel im Schützen ganz ähnlich aufgebaut ist wie die Kapwolken: ein System von Sonnen, Sternhaufen und Gaswolken. Die hellsten Sterne in diesem weit entfernten Nebel sind scheinbar von 18. und 19. Größe; in Wirklichkeit sind sie aber weit heller als der Sirius. Den Beweis dafür liefert eine Anzahl veränderlicher Sterne vom sogenannten Cepheus-Typus, die im einzelnen denselben Gesetzen folgen wie die in unserer nächsten Nachbarschaft, in der Milchstraße. Daraus hat man eine Entfernung von etwa 700.000 Lichtjahren berechnet. Die Sterne, Nebelstern, Sternhaufen, Gaswolken usw., die man in dieser fernen Welt entdeckt hat, sind von derselben Größenordnung wie die Objekte unserer Milchstraßenvelt. Die Entfernung ist der einzige Faktor, der neu und von bisher unbekannter Größe ist. Die Naturgesetze bestehen also auch in jenen Tiefen des Weltensystems, weit entfernt von den bisher erforschten Räumen, in unveränderter Gestalt. Veränderliche Gasgiganten vom gleichen Cepheus-Typ hat man kürzlich auch in einigen der größten Spiralnebel gefunden, und danach vermutet man, daß deren Entfernung noch größer ist als die des

jetzt untersuchten Nebels. Diese neuen Forschungen rücken die Grenzen des Weltalls in Fernen hinaus, denen selbst die kühnste Phantasie nur mit Mühe folgen kann.

Die Wunder des Ameisenstaates.

„Die klügsten Geschöpfe der Welt im Verhältnis zu ihrer Größe“ nennt der südafrikanische Naturforscher F. W. Fitzsimons, der Direktor des Museums von Port Elizabeth, die Ameisen, denen er ein langjähriges Studium gewidmet hat. „Die Ameisen“, so führt er aus, „entdeckten vor unvorstellbaren Zeiten, daß, wenn 20 Millionen Einwohner in einem Staate harmonisch leben sollten, es unmöglich wäre, für alle Nahrung zu finden. Deshalb wurden die jungen weiblichen Tiere, mit Ausnahme von 3 bis 5 in jeder Siedelung, durch besondere Ernährung unfruchtbar gemacht. Es entstanden drei Klassen von Ameisen: die Königinnen oder fruchtbaren Weibchen, die Arbeiter, die sich aus unfruchtbaren Weibchen rekrutieren, und die Männchen. Die ältesten Weibchen waren die klügsten, aber die Männchen hatten wenig Verstand und konnten nur fressen.“

„Die Organisation des Staates war nun vollkommen“. Jeder Milbbürger hatte seine besondere Aufgabe; am schwersten aber hatten es die Arbeiterinnen, die deshalb auch von besonderen Wärterinnen erfrischt wurden. Eine solche Pflege-Ameise massiert die ermüdeten Arbeiterinnen, bis sie wieder ihre Arbeit aufnehmen können. Die Pflegeanstalten des Ameisenreiches sind besonders gewärmte Räume, in denen die Eier der Königinnen von den Pflegerinnen sorgfältig aufgezogen werden; außerdem schufen die Ameisen Vorratskammern, Spielplätze und auch Räume, in denen andere Insekten als Haustiere gehalten werden. Ja, es gibt bei ihnen sogar Mollereien, indem gewisse Insekten als Kühe gehalten und von ihnen Milch gemolken wird. Die Ameisen haben Mittel und Wege zur Verständigung, die unserer drahtlosen Telephonie ähneln und durch die sie in einem Augenblick über eine Strecke von etwa 30 Kilometern die Nachricht vom Herannahen des Feindes verbreiten können. Ein Parlament der Ameisen wurde aus einigen älteren Frauen eingeseht, die sich zusammensetzen, wenn es schwieriger Dinge zu beraten gibt und in einem von Soldaten bewachten Ring bleiben, bis sie sich über die Angelegenheiten schlüssig geworden sind. Die Amazonen-Ameisen erschienen zu einer Zeit, als die Männchen noch die Jungen aufzogen, während die Weibchen die Schlachten leiteten mußten. Die Ökore der Amazonenameisen können 1 Million und 100 Millionen zählen. Wenn es gilt, einen Strom zu überschreiten, so graben die Ameisen-

Ingenieure einen Tunnel unter dem Wasser oder machen eine Brücke aus ihren Körpern, wobei viele Tausende zugrunde gehen."

Freiximons schließt mit der Behauptung, daß diese kleinen Insekten ihre Lebensform verhältnismäßig höher entwickelt haben als die Menschen und in vieler Beziehung weiter fortgeschritten sind. Die Streitfrage ist von ihnen durch die Einheitslichkeit des Zieles bei ihren

Arbeiten gelöst, und ein starkes Gefühl der Brüderlichkeit hat sich unter ihnen entwickelt.

So dumm wie die Menschen sind die Ameisen freilich nicht, daß sie sich etwa fürchten zu ihrem Luxus hielten und sie zu deren Vergnügen fett fütterten. Wer das Recht haben will, in diesem Staat zu leben, muß dies durch eine Tätigkeit für das Allgemeinwohl begründen.

Der Mann mit dem Messer.

Von Max Barthel.

Lange Zeit blieb der zerlumpte Mann vor dem Pantheon stehen und bewegte lautlos die Lippen. Aus dem braunen LandstreicherGesichte blickten entschlossene Augen. Nicht nur ein Gedankenleser hätte von dem Großen, Männlichen die folgende oder eine ähnliche Rede abbuchstabieren können:

„Verrückte Welt! Bant den Toten Hallen des Ruhms und läßt die Lebenden verhungern. Unfug, immer wieder der verdammte Unfug! Der Lebendige hat recht und nicht der Tote. Ich pfeife dreimal auf den Ruhm, wenn ich satt bin. Hungernde zu speisen ist noch immer die größere Tat von der Bergpredigt her.“

Der Mann, der vor dem Pantheon so mit sich sprach, war ungefähr dreißig Jahre alt und hieß Emilio Labarandelli. Er kam aus Brindisi und hatte dort, der Teufel mag wissen warum, über ein Jahr im Gefängnis gesessen und in der Einzelhaft beinahe das Sprechen verlernt. Aus dem Kerker war er dann ausgebrochen und, immer nur in den Nächten, durch ganz Italien gewandert und über Nizza und Lyon nach Paris gekommen. Drei Tage war er schon in Paris. In der ersten Nacht hatte er eine Katze gefangen und am schwachen Feuer unter einer Seidebrücke gebraten. An den anderen zwei Tagen lebte er von den Abfällen der Markthalle. Aber das war ja kein Leben. Seine Kleider waren zerlumpt und hingen in Fetzen von seinem Leibe; die Hüfte waren schwerer als Blei und den Kopf füllte jenes blinde Saufen, das einmal stark und dann wieder sterbensmüde macht.

„Der Hund hat Zähne, der Löwe Taten,“ ging die lautlose Rede des Mannes vor dem Pantheon weiter, „aber der Labarandelli hat das Messer.“ Ja, er trug unter den Lumpen ein großes, spitzes Messer und prüfte jetzt seine Schneide. „Der Hund reiht mit dem Maul, der Löwe schlägt mit der Tazze die Beute nieder,“ geisterte das Gespräch „auch der Labarandelli mit dem Messer wird sich sein Futter holen.“

Da wurde sein Gesicht ganz hell, wie von einer großen Erkenntnis erleuchtet. Er ließ also das Pantheon, schnitt den ruhmvollen Toten eine Grimasse und wandte sich rasch und entschlossen einem der vielen Restaurants zu, die die Straßen säumten und in denen die Bürger der Stadt Paris an kleinen Tischen saßen und das Mittagmahl einnahmen.

Es war, als sei eine schwarze Wolke vor das Licht getreten, als der Zerlumpte in das Restaurant kam und sich mit sicherem Schritt nach dem Hintergrund des Saales bewegte und der Bürgerin Germaine Briffon, die mit ihrem Manne beim Diner saß, das eben aufgetragene Fleisch von der Schüssel nahm und gierig zu essen begann, während die linke Hand das große, spitze Messer hielt.

Der Mann der Germaine Briffon, Aristide Briffon, hatte sich zuerst gesammelt. Er war Hauptmann im 5. Linienregiment gewesen, hatte bei Verdun und an der Somme mitgekämpft und kannte keine Furcht. Nun griff er — und

es war derselbe blitzschnelle Griff, mit dem auch Labarandelli das Fleisch gepackt hatte — dem Manne mit dem Messer an die Kehle.

Nun hätte Monsieur Briffon wissen sollen, trotzdem er für Tiere keine Liebe aufbringen konnte, daß man selbst den demütigsten Hund nicht töden darf, wenn er frißt, es sei denn, man wolle einen Biß in die Hand riskieren. Und wie soll und kann sich nun ein halbverhungertes Mensch mit einem Messer anders und besser wehren als gerade mit diesem Messer? Labarandelli konnte sich nach seinem Ueberfall unumwogen vorstellen, er sprach in der letzten Zeit überhaupt sehr wenig, und dann war er ja auch des Französischen nicht mächtig — also, Labarandelli stellte sich nicht vor, höchstens als der Mann mit dem Messer, und stach nach der Hand, die seine Kehle unklammerie.

Aristide Briffon jhrte, Germaine Briffon schrie auch mit, und da konnten und durften die anderen Gäste des Restaurants nicht zurückstehen; in dem früher so friedlichen und stillen Saal erhob sich wildes und wildes Geschrei. Männer und Frauen sprangen von ihren Plätzen auf, Wein lag verschüttet auf weißgedeckten Tischen, die Kellner liefen durch das Meer der Aufregung, das immer wilder zu dem einen Mann brandete, der stumm an dem kleinen Tische stand, das Messer in der Hand, das geraubte Fleisch verzehrte, in schredlicher Stummheit verharrend und nur das Messer blitzen und reden ließ.

Als er das Fleisch gegessen hatte, sah er mit wilden Blicken um sich, trank aus der Korbflosche hastig einige Schluck roten Weins, wischte sich mit der rechten Hand den großen Mund ab und bahnte sich dann, das Messer in der Hand, durch den Schwarm der weidenden Gäste einen Weg und stach mit traurigen Augen den dicken Wirt in die Hand, als er ihn mit einer bärenhaften Unarmut einfangen wollte. Der Wirt machte ein verwundertes Gesicht, die Augen quollen groß und rund, beinahe kalberhaft hervor, als das Blut über die weiße Hand rollte und auf die Erde fiel. Da schrie der Wirt in einer hellen, weibischen Stimme gellend auf. Labarandelli aber blieb stumm. Der Weg durch den Saal war frei, aber plötzlich tauchten an der Türe die Köpfe dreier Polizisten auf. Da wich der Mann mit dem Messer zurück, streifte mit wilden Augen die sicher werdenden Gäste und verbaute sich dann hinter der Tür, die nach der Küche führte.

Wenn man mit einem Hund spricht, der vom Fraß kommt, kann man noch oft ein widerwilliges Anarren hören, reize aber einen Löwen, der eben erst Blut geleckt hat, ein Tatenstich quer über das Gesicht ist so gut wie sicher. Wer kann sagen, daß ein halbverhungertes Mensch mit einem Messer, den man vom vollen Tisch verjagt hat, besser ist, als ein Hund oder ein Löwe? Nein, Labarandelli war nicht besser, er war noch lange nicht gesättigt, als ihn die Bürger vertrieben; und nun kam noch die

Polizei, angeführt von einem dicken Wirt, und brach in das dunkle Versteck ein. Wieder bekam Labarandelli traurige Augen, als er sein Messer in die ausgereckten Hände der Polizisten tanzen lassen mußte.

Das Fleisch, das der Mann mit dem Messer vom Tisch der Germaine Briffon genommen hatte, war vom Schenkel eines jungen Kalbes gewesen, das einmal über grüne Wiesen geschlüpft und von der Freude des Daseins erfüllt war. Auch der Zerlumpte war einmal als Kind, ehe ihn das Leben grausam unarmte und schüttelte, kinderfroh über Narzißenzelber gespreungen und hatte niemals, auch im Gefängnis nicht, daran gedacht, daß er einmal an einem Bissen Fleisch sterben sollte. Als nun die Polizisten die blutenden Hände zurückzogen und mit jähem Griff nach ihren Pistolen saßen — Labarandelli sah trotz der Dunkelheit diesen Tatenstich — da sprang und lief er um sein Leben.

Er flüchtete den dunklen Korridor entlang; sein Herz raste, und als er in die helle, dampferfüllte Küche kam und auf dem offenen Feuer die vielen Braten bruzzeln sah und mit weiten Nüstern den Rauch der Schlachtopfer einsog — im gleichen Augenblick feuerte die Polizei. Und ein Schuß traf den Mann, der in der aufregenden Viertelstunde kein einziges Wort gesprochen hatte, mitten in den Kopf.

Nun hatte Labarandelli keine Geheimnisse mehr zu wahren, jetzt konnte er reden, jetzt durfte er schreien. Als er auf dem kühlen Kachelboden der Küche zusammenstürzte und das Blut bitter im Munde ausquellen fühlte, da nahm er alle Kraft zusammen, brüllte „Maledetto“ und verstimmt für immer.

Was aber „vermoledeit“ sein sollte, das Pantheon, die Germaine Briffon, die Polizei, Brindisi, Paris, oder die ganze Welt, das konnte jeder der nachgeeilten Leinen Bürger für sich selbst entzählen. Labarandelli, der Mann mit dem Messer, war tot.

„Ich höre Chamberlain.“

Von Karl Güllinger (Korlchen), München.

S. F. Mein Freund Peter hat ein Radio. „Wilst du bei mir Mundfunk hören?“ telephonierte er mir. „Es wird sehr interessant sein, Chamberlain spricht!“

Da ich wenig Aussicht habe, diesen Minister anherradioförmlich persönlich kennen zu lernen, ging ich hin. Warum soll ich nicht Chamberlain reden hören? Da habe ich schon ganz andere Geräusche gehört!

Man hing mir einen Hörer aus Ohr. Vorher hatte ich meinen Rock ausgezogen, denn ich wollte Chamberlain in Hemdärmeln empfangen. Damit es nicht heißt, ich sei Byzantiner. Wenn man in der Öffentlichkeit steht, kann man nicht vorsichtig genug sein.

Zuerst kam das Konzert einer auswärtigen Jazz-Bande. Die gefiel mir. Besonders, daß sie auswärtig war, gefiel mir. Auch Peters Familie — wir hörten zu sechs — war begeistert. Dann kam Chamberlain.

Quaquaqu... yäs... quaquaqu... no... quaquaqu... at all... quaquaqu... :

Er sprach sehr gut! Offenbar englisch!

„Donnerweiter,“ dachte ich, „wenn du früher deine Schulaufgaben fleißiger gemacht hättest, könntest du jetzt vielleicht jedes Wort verstehen!“

Quaquaqu... ladies and gentlemen... quaquaqu... old England... quaquaqu... qua... :

Wirklich sehr interessant. Er spricht fließend. Ob er es von einem Blatt Papier abliest? Wenn ich nur eine Wohnung hätte, worüber er eigentlich spricht? Aber sein Organ ist

ganz sympathisch, bloß, daß er immer quaquaqu macht, stört mich ein wenig.

Quaqu... the king... quaquaqu... yes... Quaquaqu... quaquaqu...

Also der Mann gefällt mir. The king heißt, glaube ich, das Frischstück. Vielleicht hat er mich dazu eingeladen. Aber wenn es bloß Quaqu zu essen gibt, komme ich nicht.

Ach wie schade, jetzt ist es schon aus!

„Er hat ausgezeichnet gesprochen,“ sagte Peter. „Und so deutlich,“ sagte seine Frau.

„Und vor allem: er hat ganz recht mit seinen Ansichten. Am liebsten hätte ich mehrfach Bravo dazwischen gerufen,“ sagte sein Sohn Hans.

„Ich habe durch seine Rede ein ganz anderes Bild von der politischen Lage erhalten,“ sagte seine Tochter.

„Nebrigens spricht er etwas mit irischem Akzent,“ jagte Tante Malchen. „Das breite o ist typisch.“

Ich fühle, daß auch ich etwas sagen mußte. Also frage ich: „Nun, was hat er eigentlich gesagt?“

Wir sahen uns einen Augenblick verdutzt an. Plötzlich lachten wir alle.

Dann sprachen wir von etwas anderem.

Merlei.

Völker, die nicht zählen können. Die einfache und doch so wunderbare Methode, mit Hilfe von 10 Fingern alle Zahlen bis zu grenzenlosen Werten hinauf auszudrücken, fehlt die Kulturvölker in stand, die feinsten Unterscheidungen durch Zahlenwerte vorzunehmen. Es gibt aber auch Menschen, die in dieser Beziehung weit anspruchsvoller sind. Dr. Fritz Köhler berichtet in seinem soeben bei F. A. Brochhaus in Leipzig erschienenen Buch „Brasilien heute und morgen“ von seinem Besuch der Indianerreservationen. Die dortigen Indianer haben in ihrer Sprache keine Worte für große Zahlen und umschreiben deshalb größere Zeitspannen. Ein Indianer antwortete dem Forscher auf die Frage, wie alt er sei, daß er schon zweimal den Bambus habe blühen sehen und dieses Ereignis bald zum dritten mal erleben würde. Da der Bambus nach der Meinung der dortigen Eingeborenen alle 30 Jahre blüht, so muß dieser Indianer schon ein beträchtliches Alter erreicht haben. Wie er dem Forscher erzählte, zählt er sich zu dem Indianerstamm der Kaingang, die wiederum zu den Gös-Völkern gehören. Zu diesen sind auch die im Staat Espirito Santo wohnenden Botokuden zu rechnen, die gleichfalls auf dem Gebiete der Zahlenrechnung einen Rekord halten. Sie unterscheiden nur eins und viel. Für zwei und drei haben sie bereits dasselbe Wort; auf sie trifft also die Redensart, „nicht bis drei zählen zu können“, zu. Daraus mag sich auch der Brauch herleiten, den Namen der Botokuden zur Bezeichnung eines nicht sonderlich hohen Geisteszustandes zu benutzen. V. d. Steinen erzählt, daß die Bakairi am Amazonenstrom sich in die Haare fassen, wenn sie Zahlen ausdrücken wollen, die größer sind als sechs, um damit anzudeuten, daß das für sie etwas nicht mehr Zählbares sei. Auch im Innern Australiens gibt es heute noch ganze Völkerschaften, die größere Zahlen als sechs in ihrer Sprache nicht ausdrücken können.

Diamanttausch. In Westerdorp im Transvaal (Südafrika) wurde vor einiger Zeit ein neues Diamantenfeld entdeckt. Auf diese Richtung hin strömten alsbald mehr als 2000 Men-

schen zusammen, die alle Boden verlangten. Nicht, um ihn zu bebauen, um sich hier dauernd anzusiedeln und um eine Heimat zu gründen, sondern um ihn durchzugraben und rasch ungeheuer reich zu werden. Die Goldgräberromantik von Alaska und Kalifornien schien mit ihren Verbrechen sich hier wiederholen zu wollen. Da dämmte eine vorsorgliche Behörde sie ein und lenkte die sinnlose Eier nach Reichtum in geordnete Bahnen. Alle Konkurrenten, die sich Boden kaufen wollten, wurden in einer Reihe aufgestellt, und als ein Mineninspektor eine Fahne senkte, stürzten sie alle zum Diamantenselde hin, um sich ein Grundstück abzugrenzen. Einige besonders Kluge hatten Berufsleute engagiert und eroberten dank ihnen die besten Plätze. Ein junges Mädchen lief an Stelle seines Vaters und erwarb so für seine Familie einen ausichtsreichen Boden. Rasch war der ganze Grund verteilt und nun entstand an einem Tage eine Stadt mit 10.000 Einwohnern rings um das alle einsame Bauernhaus von Sworiplaak, wo die neuen Diamantgruben sein sollten. Die beiden Brüder, die Eigentümer des Bauernhofes waren, sind in wenigen Tagen Besitzer eines fabelhaften Reichtums geworden, aber sie wollen aus der Konjunktur alles holen, was in ihr steckt, und verkaufen um terres Geld den Bewohnern der Stadt das, was vorläufig das kostbarste ist, nämlich Wasser. Kurz, ein wilder Ringkampf hungriger Bestien wurde — heilige Ordnung, segensreich! — zu einem Idyll der Geschäftstüchtigkeit verwandelt.

Vögel als Höhenbewohner. In Kolumbien sowie in den Anden von Ecuador und Peru lebt der Kondor in Höhen von 3000 bis 5000 Meter sowie auch die Hanbenente, und in Neu-Granada die Befassine. Ferner beobachtet man in Tibet in Höhen bis zu 5000 Meter noch mehrere Raubbögel, Wildgänse und Steinhühner. Der Specht zählt gleichfalls zu den Höhenbewohnern, indem er in Peru bis zu 4700 Meter hoch vorkommt, während in Kolumbien wieder der Regenpfeifer noch in Höhen bis zu 4000 Meter angetroffen wird. Selbst der Kolibri pflegt sich in jenen Ländern in Höhen von mehr als 4000 Meter aufzuhalten.

Gedanken-Splitter.

„Wer von der Natur und Bestimmung des Menschen und des Eigentums her das Eigentumsrecht bestimmt, sieht sofort, daß es nicht Eigentumsrecht, sondern Eigentumsunrecht ist, daß neun Zehntel des Bodens eines Landes einem Zehntel der Bevölkerung oder gar einem einzigen zuteilt, neun Zehntel des Volkes aber nur ein Zehntel des Bodens; denn der Sinn des Eigentums ist nicht, allen Existenzsicherung zu nehmen und sie dafür einem im Übermaß zu geben, und statt sie selbst zu bearbeiten, sie durch andere bearbeiten zu lassen und von ihrer Arbeit zu prassen. Uns ist es nicht Eigentum, sondern Raub, was durch rohe Gewalt, durch Betrug, durch rücksichtslose Ausnutzung eigener Ueberlegenheit und fremder Schwäche an Kraft, Geld usw. zusammengekommen ist. Wer sich schützend vor solches Eigentumsunrecht, Diebseigentum, mit dem siebenten Gebot Gottes stellt, den treffe — es sei auch, wer es sei — das zwölffache Wehe Christi über die Pharisäer und Religions- und Rechtsverdreher.“

Aus der katholischen Monatschrift „Vom frohen Loben“. (Berlin-Weissenhof.)

Weiteres.

Rißverständnis. In einem großen Warenhaus kommt einer der Aufsicht führenden Herren gerade dazu, wie eine Verkäuferin aus der Musikabteilung telefoniert. Er bleibt neugierig stehen und hört mit an, wie die junge Dame sagt: „Lange kannst du ja mit wem du willst! Du machst mir schlaflose Nächte! Das kannst du deiner Großmama erzählen! Ich weiß ein Zimmer, das ist ganz ungenügend! Ach, Hieronymus, abends nach Ladenschluß! Ich hab dir noch was Wichtiges zu sagen —!“ Da reißt der Aufsichtsbeamte die Tür zur Telefonzelle auf. Während schreit er die Verkäuferin an: „Kranklein, das können Sie auch nach der Geschäftszeit noch tun. Ich kann auf keinen Fall dulden, daß Sie die Arbeitszeit und das Geschäftstelefon für Ihre Liebesaffären benutzen!“ „Aber was wollen Sie denn, Herr Neumann,“ erwidert die Verkäuferin, „ich habe in der Grammophonplattenfabrik nur ein paar Schläger bestellt.“

Kapitalistenlogik. Konferenz der Inhaber eines Stahlwerkes. „Und was ich da noch sagen wollte. Also da lese ich heute früh aus einer Statistik, daß der Arbeiter 70 Prozent seines Einkommens für Lebensmittel verbraucht. Eine Völlerei sondergleichen ist das! Ich frage Sie, meine Herren, wer von Ihnen gibt 70 Prozent seines Einkommens für Lebensmittel aus? Ich für meine Person verbrauche noch keine 5 Prozent dafür.“

„Du, Kober, mei ganzige Freid is, daß's, wenn i amal stirb, loa andere nimmt!“ — Er: „Wennst aber nei stirbst?“

Der Dolmetscher. Im Vestibül eines Pariser Hotels ist ein Anschlag angebracht: „Hier wird englisch, spanisch, italienisch und deutsch gesprochen.“ Ein deutscher Kaufmann, der zum erstenmal nach Paris kommt, ist eifrig, im Hotel des Kampes mit der französischen Sprache entbunden zu sein und erkundigt sich in gebrochenem Französisch nach dem Dolmetscher. „Dolmetscher? Bedaure sehr, den haben wir nicht.“ gibt der Portier zur Antwort. „Aber hier steht doch ganz deutlich, daß alle Sprachen bei Ihnen gesprochen werden.“ „Gewiß, mein Herr,“ erwiderte der Portier höflich, „aber nur von den Gästen.“

Erstes Begegnen. „Papa, erinnerst du dich noch, wann du Mama zum ersten Mal gesehen hast?“ — „O ja, mein Kind, und zwar sehr genau. Es war in einer Gesellschaft an einem Freitag, und wir waren 13 bei Tisch.“

Rätsel-Ged.

Die fehlende erste Silbe.

a a a ä dem dal de log lem let ma mat na nys o plo ref rot ten tor tant til. Aus vorstehenden 22 Silben sollen 11 dreisilbige Wörter gebildet werden mit gleichlautender, zu ergänzender erster Silbe. Wie heißt diese Silbe und wie heißen diese Wörter?

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel: 1. Ob.; 2. Karawane; 3. Orion; 4. Eboli; 5. Narjes; 6. Zdiot; 7. Gerhard; 8. Zongo; 9. Nitsch; 10. Darins; 11. Almanach; 12. Sarastro; 13. Levante; 14. Erinyen. — „O Königin, das Leben ist doch schön.“ (Don Carlos.)

Volantwechsel: Robe, Robe, Rabe, Rube.